

**„Brücken des Glaubens:
Wege der Verständigung zwischen Christen und Muslimen“ –
Vortragsabend mit Bischof Dr. Bertram Meier und weiteren Gästen
Augsburg, Moritzsaal, 23. Oktober 2026**

**„Im Dienst der Weltkirche unterwegs:
Der christlich-muslimische Dialog – persönliche Eindrücke
und Schlussfolgerungen“**

In den vergangenen Jahren hatte ich die Gelegenheit, ganz unterschiedliche Weltgegenden zu besuchen, die vom Zusammenleben verschiedener Religionsgemeinschaften geprägt sind. Oft waren es Orte, an denen der interreligiöse Dialog weniger auf einer theoretischen Ebene angesiedelt ist, sondern vielmehr eine konkrete, praktische und alltägliche Relevanz entfaltet. Es freut mich, dass ich heute Abend einige Erfahrungen und Erkenntnisse dieser Reisen mit Ihnen teilen darf. Der Fokus wird dabei auf der Begegnung zwischen den beiden größten Religionsgemeinschaften weltweit liegen: dem Christentum und dem Islam.

I.

Beginnen möchte ich mit einigen Eindrücken von meiner jüngsten Reise, die mich Ende Juli / Anfang August dieses Jahres nach Südostasien geführt hat. Nachhaltig beeindruckt hat mich dabei der Stadtstaat Singapur – ein echter Schmelztiegel der Kulturen und Religionen. Auf nur 730 Quadratkilometern (das entspricht in etwa der Fläche Hamburgs) leben hier rund sechs Millionen Menschen. Während der Buddhismus – mit etwa einem Drittel der Bevölkerung – die größte Religionsgemeinschaft darstellt, bilden Christen mit rund 20 Prozent die zweitgrößte religiöse Gruppe, dicht gefolgt von Muslimen mit ca. 15 Prozent. Auch Taoisten, Hinduisten und andere Religionsgemeinschaften sind vertreten. Da die Menschen hier auf engstem Raum zusammenleben, stehen auch ihre religiösen Stätten dicht beieinander: Tempel, Pagoden, Kirchen, Moscheen... Und auch in Wohnvierteln,

Arbeitsstätten und Schulen treffen tagtäglich Menschen unterschiedlicher religiöser Prägungen aufeinander.

Neben diesem nahezu selbstverständlichen Miteinander haben auch institutionalisierte Formen des interreligiösen Dialogs eine lange Tradition in Singapur. Die „Inter-Religious Organisation“ (IRO) des Landes – vergleichbar mit unserem Runden Tisch der Religionen – geht auf das Jahr 1949 zurück. Dieses Dialoggremium hat es sich zum Ziel gemacht, zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionsgemeinschaften den Geist des gegenseitigen Respekts, der Freundschaft und der Zusammenarbeit zu fördern – und das zum Wohle der gesamten Gesellschaft.

Mit Blick auf den Dialog zwischen Christen und Muslimen ist zu sagen: In Singapur kann keine der beiden Religionsgemeinschaften für sich eine dominierende Stellung beanspruchen. Das macht es einfacher, einander auf Augenhöhe zu begegnen. Hinzu kommt: In der Regel ist der christlich-muslimische Dialog in Singapur keine rein bilaterale Angelegenheit, sondern eingebettet in umfassendere multireligiöse Dialogbeziehungen, etwa mit Buddhisten und Hindus. Das bedeutet wiederum, dass man sich nicht in einem rein monotheistischen, abrahamitischen Referenzrahmen bewegen kann, sondern den Kreis weiterziehen muss. Dementsprechend steht auch weniger ein theologischer Austausch im Vordergrund, sondern eher die gemeinsame gesellschaftliche Verantwortung.

Wer den interreligiösen Dialog in Singapur verstehen will, darf einen weiteren Akteur nicht ausblenden: den Staat. Denn die Regierung des Landes versteht die Harmonie zwischen den Religionen ausdrücklich nicht als etwas, das sich von selbst ergibt, sondern setzt sich aktiv für ein harmonisches Zusammenleben ein. Konflikte zwischen den ethnischen und religiösen Gruppen sollen von vornherein vermieden werden. So achtet und schützt der Staat die Religionsfreiheit, zieht aber auch enge Grenzen, wenn es um Äußerungen geht, die den gesellschaftlichen Frieden bedrohen könnten. Im Zweifelsfall gilt hier die Devise, dass die Rechte des Einzelnen hinter dem gesamtgesellschaftlichen Interesse zurückstehen.

Das singapurische Modell beruht somit auf einer Kombination aus religiöser Vielfalt, alltäglicher Begegnung, institutionellen Ansätzen und staatlicher Regulierung. Man könnte gewissermaßen von einem „gelenkten“ oder „moderierten“ Pluralismus sprechen. Auf Akzeptanz stößt der teils recht rigide staatliche Rahmen auch deshalb, da neben bestimmten Freiheiten auch Wohlstandsperspektiven eröffnet werden.

II.

Etwas Ähnliches habe ich auf einer anderen weltkirchlichen Reise erlebt, die schon etwas länger zurückliegt: Im Februar 2023 konnte ich Abu Dhabi, die Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate, besuchen. Auch hier liegen relative Religionsfreiheit, staatliche Kontrolle und Aussicht auf wirtschaftlichen Wohlstand nahe beieinander. Es gibt aber einen entscheidenden Unterschied: Anders als Singapur versteht sich der emiratische Staat keineswegs als säkular; vielmehr ist der Islam in der Verfassung als Staatsreligion verankert und nimmt in der Gesellschaft eindeutig eine dominante Stellung ein. Gleichzeitig unterscheidet sich die Situation von den restriktiveren Nachbarländern der Region wie etwa Saudi-Arabien. In den Vereinigten Arabischen Emiraten genießen die Religionen Kultusfreiheit. Diese lässt sich zwar nicht mit umfassender Religionsfreiheit im westlichen Sinne gleichsetzen, garantiert aber doch den Schutz der nicht-islamischen Religionsausübung. So konnte in den letzten Jahren eine vielfältige Religionslandschaft entstehen.

Werfen wir einen Blick auf die katholische Kirche im Land: Sie bildet das ungewöhnliche Beispiel einer starken christlichen Präsenz auf der Arabischen Halbinsel. Mit ca. einer Million Gläubigen ist sie zahlenmäßig recht groß, wobei sie sich fast vollständig aus Arbeitsmigranten zusammensetzt. Die Katholiken stammen zum größten Teil aus den Philippinen, aus Indien und weiteren asiatischen Ländern. Manche leben bereits in zweiter Generation in den Emiraten. Im Verlauf der letzten Jahre ist es der katholischen Kirche gelungen, sich auch institutionell gut zu etablieren. Mittlerweile verfügt sie in den Emiraten nicht nur über mehrere Kirchengebäude und Gemeindezentren, sondern kann auch ein

beträchtliches katholisches Schulwesen betreiben. Da die Mehrheit der Schüler muslimischen Glaubens ist, stellen die Schulen bedeutsame Orte des interreligiösen Dialogs dar.

Den Hintergrund meines Besuchs bildete eine Begegnung, die sich vier Jahre zuvor ereignete: Am 4. Februar 2019 haben Papst Franziskus und Großimam Ahmad al-Tayyib (der Scheich der ägyptischen Azhar) in Abu Dhabi das „Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt“ unterzeichnet. Dieses sogenannte „Abu-Dhabi-Dokument“ entfaltet eine starke theologische Grundlegung der Geschwisterlichkeit aller Menschen, unabhängig von Herkunft und Religion. Es wendet sich klar gegen Gewalt im Namen Gottes und ruft Christen und Muslime dazu auf, sich gemeinsam für Frieden, Freiheit, Bürgerrechte und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Auch der Schutz der Rechte von Frauen, Kindern und vulnerablen Gruppen werden als wichtige Anliegen genannt. Bemerkenswert ist darüber hinaus: Religiöser und kultureller Pluralismus werden im Abu-Dhabi-Dokument explizit als Ausdruck des göttlichen Willens aufgefasst.

Im Nachgang der Begegnung zwischen dem Papst und dem Großimam hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossen, dass der 4. Februar jedes Jahr als „Internationaler Tag der Geschwisterlichkeit aller Menschen“ begangen werden soll. Die Erinnerung an das historische Ereignis von Abu Dhabi wird in den Vereinigten Arabischen Emiraten in besonderer Weise gepflegt. Seit 2020 gibt es im Land sogar ein eigenes „Ministerium für Toleranz und Koexistenz“, dem es obliegt, das friedliche Zusammenleben der verschiedenen religiösen Gruppen zu fördern.

So war der konkrete Anlass meiner Reise auch eine Konferenz, die das Ministerium gemeinsam mit dem Muslimischen Ältestenrat ausgerichtet hat. Der Minister hatte mich eingeladen, am vierten Jahrestag der Unterzeichnung des Abu-Dhabi-Dokuments an einem „Tolerance and Human Fraternity Summit“ mitzuwirken. Unter dem Motto „Lasst uns Brücken bauen“ habe ich in meiner Rede vor internationalen Dialogpartnern daran erinnert, dass sich die

gegenwärtigen Herausforderungen der Menschheit nur durch multilaterale und dialogorientierte Strategien bewältigen lassen.

Ein weiteres wichtiges Element meiner Reise war die Teilnahme an den Feierlichkeiten zur Verleihung des „Zayed-Preises für Menschliche Geschwisterlichkeit“. Diese fanden in beeindruckender Kulisse – vor dem Denkmal des Gründungsvaters der Vereinigten Arabischen Emirate, Scheich Zayed – statt. Damit wurde die hohe Relevanz unterstrichen, die die emiratischen Herrscher ihrer Politik der interreligiösen Toleranz beimessen. In Anwesenheit von Regierungsvertretern und vielen weiteren prominenten Gästen wurden die muslimische Friedensaktivistin „Mama Shamsa“ aus Kenia und die katholische Gemeinschaft Sant’Egidio für ihr interreligiöses Engagement geehrt. Auch diese doppelte Ehrung einer Muslima und einer kirchlichen Organisation ist als programmatisch zu verstehen.

Das Stein gewordene Symbol der emiratischen Dialogpolitik stellt das „Abrahamic Family House“ dar – ein repräsentatives interreligiöses Zentrum, das 2023 eröffnet wurde. Es vereint auf einem gemeinsamen Areal eine islamische Moschee, eine katholische Kirche und eine jüdische Synagoge. Neben Gottesdiensten dient es auch Dialogformaten, die Bildung und Begegnung ermöglichen wollen.

Sicherlich kann man mit Blick auf das Dialog-Engagement der Vereinigten Arabischen Emirate sagen: Manches davon dient auch der Imagepflege; und alles ist abhängig vom Wohlwollen der Herrscher. Aber zugleich haben mir meine Gesprächspartner immer wieder bestätigt: Die Spielräume für die nicht-islamischen Religionsgemeinschaften sind in den vergangenen Jahren tatsächlich größer geworden – auch dank des Papst-Besuches. In dieser Hinsicht können die Emirate als Beispiel dafür gelten, wie kontinuierliche kirchliche Dialogaktivitäten – vor Ort und auf weltkirchlicher Ebene – einen Beitrag zu Öffnungsprozessen leisten.

III.

Lassen Sie uns zeitlich und geografisch einen Sprung wagen: in den Januar 2025 nach Westafrika, genauer gesagt: nach Nigeria.

Beim Stichwort „Nigeria“ denken viele eher an Konflikt als Dialog. Das mit geschätzt 220 Millionen Einwohnern bevölkerungsreichste Land Afrikas ist in den letzten Jahren immer wieder wegen islamistischer Gewalt in die Schlagzeilen geraten. Nicht selten werden die Spannungen im Land als Konflikt zwischen dem mehrheitlich muslimischen Norden und dem christlich geprägten Süden dargestellt; bisweilen ist auch von „Christenverfolgung“ die Rede. Das ist nicht vollkommen falsch. Aber: Auf meiner Reise in das Land habe ich festgestellt, dass sich die Lage insgesamt doch etwas komplexer darstellt.

Unbestritten ist: Es gibt furchtbare Formen der islamistischen Gewalt im Norden des Landes. Der Terror von Boko Haram und des „Islamischen Staates in Westafrika“ richtet sich dabei gegen alle, die nicht einer verengten, extremistischen Auslegung des Koran folgen wollen. Es handelt sich um radikale Strömungen, die auch von vielen Muslimen vehement abgelehnt werden. Zu den Opfern zählen folglich sowohl Christen als auch Muslime.

Zur Wahrheit gehört auch, dass im Norden zwölf Einzelstaaten die Scharia gesetzlich verankert haben. Christen werden dort – trotz anderslautender Bekundungen – in der Praxis immer wieder diskriminiert, etwa wenn sie keine Erlaubnis zum Bau von Kirchen erhalten. Aber Nigeria leidet auch unter vielen weiteren Konflikten, wie den blutigen Auseinandersetzungen zwischen den mehrheitlich muslimischen Hirten und den mehrheitlich christlichen Bauern im sogenannten „Middle Belt“, am Übergang zwischen dem Norden und Süden des Landes.

Bei meinen vielen Begegnungen in Nigeria haben alle Gesprächspartner – Christen wie Muslime – betont: Ihre Religion und ihre Religionszugehörigkeit sind für sie zentraler Bestandteil der eigenen Identität. Das dürfte für die überwiegende Mehrheit der Nigerianer gelten. In der Folge spielt Religion auch in allen Konflikten automatisch eine Rolle, auch dann, wenn die Ursachen anderer

Natur sind. Nicht selten entzündeten sich Konflikte an „weltlichen“ Themen – wie etwa dem Kampf um Ressourcen – und Religion kommt dann im Laufe der Konfliktdynamik als weiterer Faktor hinzu. Daher wäre es falsch oder zumindest unscharf, von genuin „religiösen“ Konflikten zu sprechen.

Ebenso wie religiöse Identitäten zur Verschärfung von Konflikten beitragen können, ist Religion aber auch imstande, eine befriedende Wirkung zu entfalten. Insbesondere durch Aktivitäten des christlich-muslimischen Dialogs gelingt es immer wieder, dort Brücken zu schlagen, wo andere Ansätze scheitern. Dafür konnte ich auf meiner Reise mehrere anschauliche Beispiele kennenlernen.

Auf nationaler Ebene hat sich 1999 der „Nigeria Inter-Religious Council“ (NIREC) gebildet, der sich aktuell aus je dreißig Christen und Muslimen zusammensetzt. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Regierung bei der Prävention und Lösung religiös konnotierter Konflikte zu unterstützen. Die Gründung des Rates ging auf die ethnisch-religiöse Krise zurück, unter der die nigerianische Gesellschaft bereits in den 1990er-Jahren litt. Der Rat hat in den zurückliegenden Jahren dazu beigetragen, dass vertrauensvolle Beziehungen zwischen christlichen und muslimischen Repräsentanten wachsen konnten. Immer wieder fungierte er auch als eine Art „Frühwarnsystem“ zur Entschärfung von Spannungen. Ehrlicherweise muss man aber auch sagen: Der Versuch, auch auf die regionale Ebene einzuwirken und dort die Konfliktdynamik positiv zu beeinflussen, kann nur in begrenztem Maße als erfolgreich gelten.

So lautet eine Erkenntnis aus Nigeria: Entscheidend – und in besonderer Weise herausfordernd – ist das interreligiöse Engagement, das vor Ort geleistet wird: „Graswurzelarbeit“.

Der jetzige Erzbischof von Abuja, Ignatius Kaigama, hat während seiner Zeit als Erzbischof von Jos großen Wert auf den direkten Dialog mit den muslimischen traditionellen Herrschern im Plateau State gelegt. Daraus war auch seine enge Freundschaft mit dem Emir von Wase hervorgegangen, der einen großen Einfluss unter der muslimischen Bevölkerung hat. Der gute Kontakt hat seinerzeit oftmals

dabei geholfen, Konflikte zwischen Christen und Muslimen schnell einzudämmen.

Kaigamas Nachfolger als Erzbischof von Jos, Matthew Audu, hat die engen Kontakte zu den muslimischen Führern fortgeführt und bespricht sich in Konfliktsituationen direkt mit ihnen, um die Lage zu entschärfen. Bei unserem Gespräch berichtete er aber auch von Gegenwind: So hat er zum Beispiel kurz nach seiner Einführung als neuer Erzbischof von Jos den muslimischen Bewohnern Reis gespendet. Daraufhin kritisierten ihn einige Christen scharf, die ihn fragten, warum er den (vermeintlichen) Angreifern Gutes tue. Die Logik, Menschen des jeweils anderen Glaubens pauschal einer homogenen Gruppe zuzuordnen und sie mit negativen Attributen zu versehen, stellt eine stetige Herausforderung für den Dialog dar.

In den letzten Jahren scheint sich die Konfliktdynamik wieder zu verschärfen: Plateau State mit Jos in seiner Mitte liegt im Epizentrum des „Middle Belts“ zwischen dem Norden und dem Süden Nigerias. Die Region ist immer wieder stark von den blutigen Auseinandersetzungen zwischen Hirten und Bauern betroffen. Auch die sogenannten „Weihnachtsangriffe“ von 2023 mit etwa 200 Toten haben hier stattgefunden. Ich konnte auf meiner Reise eines der Dörfer besuchen, das direkt von den schrecklichen Übergriffen betroffen war. Trotz – oder vielleicht auch wegen – all der leidvollen Erfahrungen, die die Menschen gemacht haben, ist ausgerechnet hier der interreligiöse Dialog besonders lebendig. Die Basisinitiative, die ich vor Ort kennenlernen durfte, ist inmitten eines Alltags voller Gewalt ein Hoffnungszeichen für die Menschen. In dieser Initiative haben sich Bewohner des Dorfes – sowohl Muslime als auch Christen, Männer wie Frauen – zusammengeschlossen, um nach den Angriffen wieder ein friedliches Miteinander zu ermöglichen und es auch nachhaltig zu stärken. Sie arbeiten im wahrsten Sinne des Wortes an einem „Dialog des Lebens“, der im Alltag verwurzelt ist. Es ist ein Dialog, der von dort aus wächst, wo auch die Gewalt ihre Opfer fordert: vor Ort, im Dorf.

Ähnliches durfte ich in Kaduna mit dem „Women’s Interfaith Council“ erleben. Angetrieben durch die Erkenntnis, dass es fast ausschließlich Männer sind, die die Gewalt ausüben, haben sich dort muslimische und christliche Frauen zusammengeschlossen, um sich mit geeinter Stimme für ein friedliches Zusammenleben einzusetzen. Diese geeinte Stimme versuchen sie in den lokalen Gemeinschaften, bei den religiösen wie auch den staatlichen Autoritäten wirksam einzubringen. Auch hier zeigt sich, dass der Dialog keine theoretische Angelegenheit sein soll, sondern ein Dialog der Menschen vor Ort: ein Dialog, der dem Zusammenleben Raum gibt.

IV.

Die vierte Erfahrung, über die ich heute sprechen möchte, führt uns in eine weitere Konfliktregion. Im Februar 2026 konnte ich Syrien besuchen.

Wir erinnern uns: Im Dezember 2024 wurde das Assad-Regime gestürzt. Das Ende der Diktatur haben auch viele syrische Christen als Befreiung wahrgenommen. Doch angesichts der Machtübernahme durch den früheren islamistischen Milizenführer Ahmed al-Sharaa mischten sich in die Erleichterung schnell auch Sorgen. Gerade unter den religiösen Minderheiten, zu denen in Syrien auch die Christen zählen, sind das Misstrauen gegenüber den neuen Machthabern und die Angst vor einer schleichenden Islamisierung des Landes weit verbreitet.

Damit verbunden ist die Befürchtung einer einseitigen religiös-politischen Prägung, die die kulturelle und religiöse Vielfalt Syriens nach Bürgerkrieg, Terror und Jahrzehnten autoritärer Herrschaft weiter gefährden könnte. Denn die Identität Syriens ist kein monolithischer Block, sondern zeichnet sich gerade durch das Neben- und Miteinander vieler unterschiedlicher Kulturen, Ethnien und Religionen aus. Das Ziel extremistischer Gruppen wie des sogenannten „Islamischen Staates“ (IS) war und ist es, diese Heterogenität zu zerstören und die über Jahrhunderte, ja Jahrtausende gewachsene Vielfalt zu zerschlagen. Das Massaker an Alawiten im Frühjahr 2025 und der Anschlag auf die griechisch-orthodoxe Mar-Elias-Kirche im Juni 2025 sind traurige Beispiele dafür.

Umso wichtiger ist es hervorzuheben, dass trotz Diktatur, Terror und Krieg bis heute an vielen Orten ein nachbarschaftliches und freundschaftliches Miteinander von Christen und Muslimen fortbesteht. Ein beeindruckendes Zeugnis davon gab uns der syrisch-katholische Erzbischof von Homs, Jacques Mourad. Von 2000 bis zu dessen Zerstörung im Jahr 2015 war er Vorsteher des Klosters Mar Elia. Das Kloster war eine Begegnungsstätte für Christen und Muslime und somit ein wichtiger Ort des interreligiösen Dialogs. 2015 wurde es von den IS-Terroristen zerstört und Jacques Mourad entführt. Nach mehr als vier Monaten in der Gewalt des IS gelang ihm mit Hilfe eines muslimischen Freundes die Flucht. Auch andere gefangene Christen wurden dank der Solidarität muslimischer Mitbürger befreit. Dieses eindrucksvolle Zeugnis der Solidarität zwischen Muslimen und Christen prägt Erzbischof Mourad bis heute.

Andere Orte wie die Umayyaden-Moschee in Damaskus machen greifbar, wie eng die beiden abrahamitischen Religionen miteinander verbunden sind: Denn sowohl Christen als auch Muslime verehren hier das Haupt von Johannes dem Täufer. Für die Zukunft Syriens bleibt zu hoffen, dass das Land seine religiöse Vielfalt nicht als etwas Trennendes, sondern als eine Bereicherung begreift – und zu einer Gesellschaft findet, in der sich Muslime, Alawiten, Drusen, Christen und viele andere gleichermaßen als Bürgerinnen und Bürger eines gemeinsamen Landes verstehen.

Das Beispiel Syrien zeigt, wie interreligiöser Dialog und religiöse Vielfalt im alltäglichen nachbarschaftlichen Zusammenleben über Jahrhunderte selbstverständlich gelebt werden können. Zugleich macht das Land aber auch deutlich, wie fragil eine solche Pluralität sein kann und wie stark sie durch extremistische Strömungen bedroht wird.

V.

Auch die letzte Reise, von der ich berichten möchte, führte mich an einen von Gewalt gezeichneten Ort – auch wenn der Krieg schon etwas länger zurückliegt.

In der Woche nach Ostern konnte ich dieses Jahr die Hauptstadt von Bosnien und Herzegowina, Sarajevo, besuchen. Meine Reise stand vor allem im Zeichen des

interreligiösen Dialogs. Zugleich war mir daran gelegen, meine Solidarität mit der kleinen katholischen Kirche im Land zum Ausdruck zu bringen.

Vor einem Gottesdienst, den wir in der St. Antonius-Kirche im Stadtviertel Bistrik feierten, sagte mir ein Franziskaner: In Bosnien diskutieren wir nicht über den interreligiösen Dialog – wir leben ihn! Schon seit Langem pflegt man in der Franziskanerkirche St. Antonius die Haltung, dass dies auch die Kirche der Muslime von Sarajevo sei – ein Ort, den Bosnier unterschiedlichen Glaubens zum Innehalten aufsuchen. Diese kleine, aber sprechende Alltagspraxis verweist auf eine Grundhaltung, die die bosnischen Franziskaner schon seit der Zeit der osmanischen Eroberungen prägten: religiöse Unterschiede im gemeinsamen Lebensraum respektieren, aber zugleich stets das Verbindende betonen.

Ein Schwerpunkt meiner Reise lag auf der Begegnung mit Repräsentanten des Islam. Dieser bildet mit gut 50 % Anhängern die Mehrheitsreligion. Ein Höhepunkt war das ausführliche Gespräch, das ich – in herzlicher Atmosphäre – mit Großmufti Husein Kavazović führen konnte. Er ist die höchste islamische Autorität für die ca. zwei Millionen Muslime in Bosnien und Herzegowina (aber auch für viele weitere Muslime in anderen Balkanstaaten und für die bosnische Diaspora, auch in Deutschland). Die von ihm geleitete „Islamische Gemeinschaft“ – mit quasi „landeskirchlichen“ Strukturen – wurde 1882 auf Betreiben der Habsburger gegründet. Der Großmufti hat mir gegenüber betont: Der bosnische Islam weiß sich europäischen Grundwerten verpflichtet und befürwortet die säkulare Natur des Staates. Anders als in den Vereinigten Arabischen Emiraten, Syrien oder Teilen Nigerias gibt es in Bosnien und Herzegowina keine ernsthaften Bestrebungen, die staatliche Rechtsordnung auf die Basis der islamischen Scharia zu stellen. Klar wurde im Gespräch mit dem Mufti aber auch, dass es angesichts weniger dialogbereiter Tendenzen nicht immer einfach ist, das tolerante Erbe des bosnischen Islam zu bewahren.

In Zeiten von Social Media darf der Einfluss, den Influencer und Online-Prediger aus dem konservativen oder gar extremistischen Spektrum auf die religiöse Identität junger Muslime ausüben, nicht unterschätzt werden. Hinzu kommen in

Bosnien und Herzegowina gezielte Versuche anderer Staaten (z. B. vonseiten der Türkei, Saudi-Arabiens und anderer Golfstaaten), über Moscheen, religiöse Organisationen, Stiftungen, Bildungsangebote und finanzielle Unterstützung Einfluss auf die muslimische Gemeinschaft zu nehmen. Auch transnationale Netzwerke und Prägungen, die Rückkehrer aus dem Ausland mitbringen, spielen dabei eine Rolle. Kurzum: Der traditionell eher pluralistische bosnische Islam sieht sich mit dem Einfluss von weniger toleranten Strömungen konfrontiert. Dadurch geraten etablierte Formen eines offenen, lokal geprägten Islams unter Druck, auch wenn sie für die breite Mehrheit der Muslime im Land weiterhin maßgeblich sind.

Eine ebenso große Dialogbereitschaft wie beim Großmufti habe ich auch bei den muslimischen Theologieprofessoren festgestellt, mit denen ich beim Besuch der Fakultät für Islamische Studien der Universität Sarajevo ins Gespräch gekommen bin. Dabei haben sie mir auch den Studiengang „Interreligious Studies and Peacebuilding“ vorgestellt. Das Besondere daran ist: die islamische Theologie bietet dieses Programm in enger Zusammenarbeit mit zwei weiteren theologischen Fakultäten in Sarajevo an: der römisch-katholischen und der serbisch-orthodoxen. Im Kern geht es darum, friedensfördernde theologische Traditionen mit sozialwissenschaftlichen Friedensressourcen zu verbinden. Die Studenten, die dieses interreligiöse und interdisziplinäre Programm durchlaufen, bekommen das Rüstzeug, um Botschafter des Friedens zu werden.

Ein ähnliches Ziel verfolgt auch die Arbeit des katholischen Jugendpastoralzentrums Johannes Paul II. am Stadtrand von Sarajevo. Als Papst Franziskus die Einrichtung 2015 besuchte, bezeichnete er die jungen Christen und Muslime, die dort zusammenkommen, als „Blüten des Nachkriegsfrühlings“ – eine junge Generation, die Aufbruch und Frieden sucht statt Zerstörung und Krieg. Doch das ist alles andere als einfach in einem Land, in dem das Bildungssystem weiterhin anhand ethnisch-religiöser Linien segregiert ist. Genau da setzt das Zentrum Johannes Paul II. an. In Kooperation mit Schulen führt es landesweite Jugend-Workshops durch, die sich bewusst auch an die dörfliche Bevölkerung richten. Eine Besonderheit liegt darin, dass dabei junge Menschen aller drei Volksgruppen

zusammengebracht werden: Muslime, orthodoxe Christen und Katholiken. Es geht darum, Räume zu schaffen, in denen Wertschätzung und Vertrauen wachsen können. Dies ist angesichts der fortbestehenden ethnisch-religiösen Trennung von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Die ethnische und die religiöse Identität sind in Bosnien und Herzegowina quasi untrennbar miteinander verknüpft: muslimische Bosniaken, serbische Orthodoxe, katholische Kroaten. Spannungen zwischen den drei Volksgruppen haben deshalb immer auch eine religiöse Komponente. Vor diesem Hintergrund war es von hoher Symbolkraft, dass die obersten Vertreter der Religionsgemeinschaften, einschließlich der jüdischen Minderheit, 1997 den Interreligiösen Rat von Bosnien und Herzegowina gegründet haben. Dieser hat sich im Nachgang des Krieges als Forum für Dialog und Versöhnung bewährt, wobei sich seine Arbeit nicht immer reibungslos gestaltet. Denn nicht nur radikal-religiöse, sondern vor allem auch nationalistische Tendenzen stellen eine große Hürde für die Dialogarbeit dar. Gleichzeitig wurde mir berichtet, dass vor allem die neunzehn lokalen Dialogräte, die sich unter dem Dach des Interreligiösen Rates gebildet haben, von großer praktischer Relevanz sind. Auch hier war also der Tenor: Dialog muss sich vor Ort bewähren. Runde Tische sind wichtig, aber die Ecken und Winkel des sozialen Nahraums sind noch wichtiger.

Zusammengefasst würde ich sagen: Das interreligiöse Zusammenleben blickt in Bosnien und Herzegowina auf eine lange Geschichte zurück, bleibt durch die Kriegsfolgen und ethnisch-religiöse Trennlinien jedoch belastet. Besonders im lokalen Alltag finden sich wichtige Formen gegenseitiger Unterstützung. Wenn es die engagierten Initiativen des christlich-muslimischen Dialogs nicht gäbe, wäre es um den gesellschaftlichen Zusammenhalt im Land wesentlich schlechter bestellt.

VI.

Singapur, Vereinigte Arabische Emirate, Nigeria, Syrien, Bosnien und Herzegowina – fünf Länder, drei Kontinente, unterschiedliche religiöse Realitäten. Und doch ist allen Kontexten eines gemeinsam: Die katholische

Kirche versteht sich als Kirche des Dialogs – nicht nur unter den Vorzeichen der Harmonie, sondern gerade dann, wenn es schwierig wird.

Immer wieder musste ich bei meinen interreligiösen Begegnungen an den Eröffnungssatz des Abu-Dhabi-Dokuments denken: „Der Glaube lässt den Gläubigen im anderen einen Bruder sehen, den man unterstützt und liebt.“ (Und selbstverständlich sind an dieser Stelle nicht nur Brüder, sondern auch Schwestern gemeint – es geht um Geschwisterlichkeit!) Das ist ein hoher Anspruch, den der Papst und der Großimam hier formuliert haben. Aber: Hält er auch dem Wirklichkeitstest stand?

Wohl jeder von uns könnte spontan mehrere Konfliktsituationen zwischen Christen und Muslimen aufzählen. Und wir alle haben die grausamen Bilder einer radikalisierten Religiosität im Kopf. Wie viele Konfrontationen gibt es, in denen die Menschlichkeit auf der Strecke bleibt! Da kann die Rede von der „Geschwisterlichkeit“ einen schalen Beigeschmack bekommen. Und doch sind mir auf meinen weltkirchlichen Reisen viele beeindruckende Menschen begegnet, die die Kraft des Dialogs bezeugt haben. Gerade angesichts schmerzhafter Erfahrungen haben sie sich aufgemacht und den Dialog gesucht. Denn die Verbundenheit mit dem jeweils Anderen erwächst nicht zuletzt aus Situationen der „Compassion“, gründet auf Empathie und Mit-Leid.

Dem liegt eine zutiefst menschliche Erkenntnis zugrunde, für die der jüdische Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel einen einfachen Satz geprägt hat: „Der Andere ist nicht mein Feind.“ Und er fügte hinzu: „Er ist mein Verbündeter, mein Nächster, mein Freund. Und was immer dem anderen widerfährt, betrifft auch mich.“ Hier zeigt sich gedanklich eine bemerkenswerte Parallelität zur geschwisterlichen Haltung, die den Ausgangspunkt des christlich-muslimischen Dokuments von Abu Dhabi bildet.

Vor diesem Hintergrund würde ich meine weltkirchlichen Erfahrungen ebenfalls gerne in einer einfachen Formel zusammenfassen: Ohne den Dialog geht viel verloren – mit dem Dialog können wir nur gewinnen.